Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 9

Rubrik: Weltwochenschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

augenscheinlichem Berständnis für des Kaufmanns Zukunftswünsche gelauscht und sich nicht einmal ablehnend verhalten, als Eran wie zufällig ihre Hand in die seine nahm und bis zum Gutenachtsagen nicht wieder losließ. Und wenn es auch noch nicht zu einem förmlichen Heiratsantrag gefommen war, so hatte man auf jeden Fall doch schon beschlossen, bei der Besichtigung von Algier am nächsten Tage keinen anderen Fahrgast hinzu zuziehen, sondern die Eindrücke der Stadt in holder Zweisamkeit zu genießen. Eran hatte offensichtlich die Unpäßlichkeit der anderen Herren an Bord geschickt auszunüßen verstanden.

Der Ausflug nach Algier begann am nächsten Worgen in bester Stimmung. Zuerst wurden die Hauptsehenswürdigkeiten gebührend in Augenschein genommen, dann sogar ein paar Eingeborenenlofale besucht, wo Frau Ellen in langen Gesprächen mit den Besigern und Gästen ihre Kenntnisse der arabischen Sprache zeigen konnte, die sie sich auf Reisen mit ihrem verstorbenen Wann angeeignet hatte, und schließlich war man noch unternehmungslustig genug, um die dunklen Winkel und Gassen der Stadt auszuschen, in denen die farbigen Ortsanssäsigen ihre heimischen Waren zur Schau stellten. Offenbar erregten die beiden Fremdlinge in diesem Teil von Algier einiges Aussehn, denn, wie Eran belustigt bemerkte, folgte ihnen bald ein ganzer Schwarm dunkelhäutiger Gestalten neusgierig nach.

Plöglich aber wurde die Sache ungemütlich. Wie auf ein Kommando schienen die Araber die beiden Weißen umringt zu haben, und Cray fühlte sich von hinten mit solcher Kraft umklammert, daß er sich nicht mehr rühren konnte. Und so mußte er troß leidenschaftlicher Proteste auch tatenlos zusehen, wie die Wenge sich über Frau Ellen herstürzte und diese, ungeachtet ihrer gellenden Hilferuse, fortschleppte. Dann fühlte Cray noch einen heftigen Schmerz am Hinterkopse und sank bewußtslos zusammen.

Als er nach einiger Zeit in einem Hauseingang wieder zu fich kam, stand ein kleiner arabischer Junge vor ihm, der ihm mit einem unverständlichen Wortschwall einen zusammengefalteten Zettel überreichte und sodann spurlos wieder verschwand. Noch ganz benommen von seinem Erlebnis, öffnete der Raufmann das Schreiben und erkannte sofort die Handschrift Frau Ellens. Sie sei von den arabischen Gaunern verschleppt worden und würde nur gegen ein Lösegeld von fünfhundert Pfund wieder freigelaffen werden. Sie felbst habe natürlich keine größere Summe bei sich, aber fie vertraue ihm, dem Mann ihrer Liebe, ihre Rettung an. Zwar stünde auch er durch die Helfer der Banditen unter fortwährender Beobachtung, aber wenn er die Polizei nicht benachrichtige, sondern das Geld be= forge und an der angegebenen Adresse abliefere, so wäre sie sofort frei und könne ihm persönlich ihre Dankbarkeit bezeigen. Andernfalls ade ...

Fünfhundert Pfund, das schien Cran eine gewaltige Summe. Aber wenn er nicht auf das Berlangen einging, so war Frau Ellen zum mindesten für ihn auf immer verloren; im übrigen war sie ja auch selbst wohlhabend genug, um das Geld bei einer Heirat reichlich wieder einzubringen. Jedenfalls lief Cran zur nächsten Bank und wechselte den größten Teil seiner Reisechecks in Bargeld um.

Ohne besondere Schwierigkeiten fand der Kaufmann die verzeichnete Abresse und sah sich dort einem Duzend übelausssehender Araber gegenüber. Inmitten von ihnen aber saß, auf eine Bant gesesset, Frau Ellen! Die Formalitäten waren rasch erledigt; Eran zahlte das Geld an den Anführer der Banditen und im nächsten Augenblick sonnte die besreite Witwe sich mit einem Glücksschrei auf den Ketter stürzen. Die Gauner hatten nichts dagegen, wenn die beiden Weißen das Haus gemeinsam verließen, nur müßten sie sich für den ersten Teil des Wegs die Augen verbinden sassen, um den Erpressern Zeit zum Verschwinden zu geben. Eran und Ellen stimmten diesem Verlangen zu und ein paar Minuten später wurden sie, Hand in Hand auf die Straße geführt.

Erst als die zärtlichen Händedrücke, die Cray seiner Begleiterin zukommen ließ, merkwürdig unbeantwortet blieben, wurde der Kausmann argwöhnisch und riß sich mit einem Ruck das Tuch von den Augen. Neben ihm ging eine ältliche Araberin, deren weiches Händchen er bisher so liebevoll gehalten hatte, die aber jett mit einem Ausschrei in der nächsten Seitengasse verschwand. Bon Frau Ellen war nichts zu sehen.

Was nütte es Crap, daß man ihm auf der Bolizei seine Reisegefährtin als bekannte Hochstaplerin bezeichnete, die den gleichen Trick schon unzählige Wale ausgeführt hatte? Zum weiblichen Geschlecht wird er nach dieser Ersahrung nicht so bald wieder Vertrauen fassen. Und Junggesellen gibt es eigentlich ja schon genug!

Weltwochenschau

Notwendiges und Ueberflüssiges

In den Schubladen des Bundeshauses ruben, wie es der neuenburgische Ständerat Béguin nachgezählt, 3 mölf 3 u = standegekommene Bolksinitiativen, für die man feine Zeit gefunden; Mr. Beguin bat darum im Ständerat eine Interpellation losgelassen und den Bundesrat angefragt, wann und in welcher Reihenfolge diese Initiativen behandelt, dem Bolke zur Abstimmung vorgelegt und dem Willen des Souverans Genugtuung verschafft werde, Diese Interpellation ruft allerlei Ueberlegungen. Zum Beispiel wird einem flar, wie groß die Arbeitslaft unferer Behörden geworden, und wie gang offenbar dringliche Geschäfte einer normalen Abwicklung der "demokratischen Ordnung" im Wege stehen. Seit der Abwertung und der gelungenen Wehranleihe hat die Frage der Preis= gestaltung den Vorrang, und daneben drängt immerfort die Arbeitsbeschaffung, und das Zusammenspannen der militäri= schen mit den arbeitspolitischen Fragen ist auf jeden Fall wich= tiger als die Aeußerung des Bolkes über die oder jene Initiative. Sagen wir einmal die "Freimaurer"=Initiative, aller menschlichen Voraussicht nach bachab gehen wird. Wogegen wahrscheinlich dem Bundesrat mit dem Volksbegehren über die Wiederherstellung der Pressefreiheit schon weniger gedient märe.

Aber die Frage: "Notwendig und Ueberflüffig" stellt sich noch in andern Zusammenhängen. Die "Freiwirtschaftliche Zeitung" hat eine Reihenfolge der Wichtigkeit in der Breis-, Lohn- und Zinsgestaltung aufgestellt, die man mit Flugzeugen in den Himmel schreiben und vis-à-vis der Bundeshausfassabe an die Mauern malen müßte:

1. Kampf dem Zins, 2. Kampf jeder Senkung des Preisund Lohnstandes, und erst 3. Kampf jeder Erhöhung des Lebenskostenskandarts.

Wir brauchen "Kampf dem Zins" nicht in der freiwirtschaftlichen Absolutheit aufzufassen und dennoch können wir seststellen, daß hierzuland die Chance der Zinslastenverringerung in allzugeringem Maße beachtet wird. Wenn es gilt, die Produktion anzukurbeln, vor allem jener Produktion, die für den umworbenen Weltmarkt arbeitet, steht die Produktionstoftenverminderung obenan. In diesen Kosten sigurieren Zinse und Löhne. Reduziert man die Zinse, schädigt man vielleicht einen Kentner, der davon lebt, bestimmt aber mehrheitlich Leute, welche ihre Zinse wieder zum großen Hausen legen. Reduziert man jedoch Löhne, schädigt man sast hundertprozentig den Konsum. Darum kann es keine Frage sein, daß bei der Reduktion der Kosten im mer die Zinse vorangehen müßten.

Es ist bestimmt nicht überslüssig, solche Kangordnungen aufzustellen. Würden sie in den Gehirnen unserer obersten Wirtschaftsführer eingehämmert sein, ginge alles anders, als es geht. Das heißt, es wäre längst anders gegangen. Der Abbau der Gehälter wäre weit heftigern Widerständen begegnet, und die Notwendigkeit, heute schon wieder an Lohnausbau-

tämpfe denken zu müssen, würde nicht so rasch eingetreten sein. Wir sollten überhaupt die heutige Situation nicht ohne die Fehlhandlungen bedenken, denen wir den Zusammenbruch des Preis- und Lohnniveaus seit 1929 verdankten . . . 111 000 Arbeitslose zählen wir auf Ende Januar, vor einem Jahr waren es 12 000 mehr. Möglichst viele möglichst hoch zu bezahlen und zu beschäftigen, das ist A und O der Bundeshausarbeit. Mögen die Initiativen noch länger liegen bleiben. Ausgenommen vielleicht die neue, die "Arbeitsbeschaffungsinitiative", die mit einer nie gesehenen Zahlenschwemme bestätigt, daß der Bundesrat auf dem rechten Wege geht, und daß das Land nichts anderes wünscht, als das eine: Er möge noch konsequenter vorgehen und "noch mehr Geld in die Anturbelung" hineinwersen. Der wachsende Ertrag der Wirtschaft wird sich sohnen, auch für den Bund.

Britische Aufrüstung und Freiwilligenverbot

In der gleichen Woche verzeichnet die hohe Politik zwei bedeutsame Ereignisse: Das englische Unterhaus hat die Aufrüstung sanktioniert und die europäischen Mächte sind überein gekommen, den Freiwilligenstrom nach Spanien zu unterbinden.

400 Millionen Pfund, rund 10 Milliarden (neue) Schweizerfranken sollen aufgenommen werden, um die Flotte, die Luftflotte, die Landarmee neuzeitlich auszustatten und allen denkbaren Gefahren gegenüber auf die Höhe zu bringen. Die Labourparty hat Opposition gemacht und das alte Lied wiederholt, das leider die ganze europäische Entwicklung der letten Jahre möglich gemacht: Man treibe mit der britischen Aufrüftung nur dem Kriege entgegen. Worauf geantwortet werden muß, daß ein bewaffnetes England alles verhindert hätte, was wir seit Jahren erlebten: Die Erschütterung des vordern Afien, die italienische Eroberung Abeffiniens, die deut= schen Vertragszerstörungen und nicht zulett das spanische Abenteuer. Die Wahrheit, daß eine Uebermacht der Friedens= willigen, die waffenmäßig sämtliche Kriegsluftigen zusammen niederzuhalten vermag, allein den Frieden herbeiführe, hat England erst im vergangenen Jahre erkannt, und die führenden gemäßigten Konservativen haben die einzig mögliche Konsequenz gezogen und den unerbittlichen Willen fundgetan, in der Aufrüstung Hitler und Muffolini auf jeden Fall zu schlagen.

Bielleicht fommt die britische Aufrüstung zu spät. Bielleicht rechnet sie übrigens wiederum nur mit den Faktoren der Gegenwart und verläßt sich zu sehr darauf, die allfälligen neuen Situationen, die sich herausbilden könnten, im gegebenen Moment schon meistern zu können. Momentan scheint alles einsfach: Hitler und sein nur scheindar verlässiger Partner Mussolini mit Ungarn werden sich hüten, England, Frankreich und Rußland samt allen Kleinen herauszusordern.

Aber wie steht es, um nur dorthin zu schauen, mit Mos= tau? Dort soll nach einer offiziellen Meldung in den letten Tagen Stalins allernächster Mitarbeiter, der fautafische Boltstomissär Ordschonitibse an einem Bergichlag gestor= ben sein. Beim Lesen dieser Nachricht hat wohl mancher Westeuropäer Berdacht geschöpft. Prompt berichtet auch eine britische Zeitung, Ordschonikidse sei ermordet worden. Es wird einsam um Stalin. Die Ppramide der Diktatur, die "auf der Spike" steht, kann unerwartet auf eine ihrer Seiten fallen, nämlich auf die Seite der Armee-Diktatur. Zwischen dieser Urmee und der deutschen Reichswehr bestehen immer noch gebeime Verbindungen. "Entbolschemifiert" sich Rugland, so kann von heute auf morgen die ruffische Schwenkung von Frankreich au Deutschland Tatsache werden. Erft von die fem Moment an gewinnen die Kolonialforderungen Hitlers ihren gefährlichen Nachdruck. Vorläufig halten die Ruffen jedoch noch sehr zu England.

Ihren Willen, mit den Westmächten zu gehen, haben sie durch die Abberusung des Gesandten Rosenberg in Balencia bewiesen. Offenbar hat dieser "blutrote" baltische Namensvetter des ebenfalls baltischen Obernazi seine Aufgabe nicht erfüllt, und Moskau übt einen Druck auf Spanien aus, damit es der einzig möglichen Linie folge: Der demokratischen. Madrid steht in Gefahr, von den Unarchisten in die rote Diktatur, die den eigenen Namen verhöhnt, manöveriert zu werden und damit alle französischen und britischen Sympathien zu verscherzen. Ein solches Madrid könnte Moskau allein nicht halten. Darum hat die vereinigte sozialistisch = kom = munistische Partei Caballeros nach Moskaus Beisungen seit Monaten versucht, die Anarchisten lahmzulegen. Die republikanischen Militärs gehen mit diesem "reaktionären" Kommunismus einig und verlangen, daß die politischen Emisfare in der Miliz verschwinden. Ganz flar: Sie legen die Kampf= fraft lahm. Moskau kann ein Lied von der Notwendigkeit der Disziplinierung singen, aber das "linke Spanien begreift es nicht. Nun foll der bisherige ruffische Konful in Stambul, Gaitis, die Anarchisten Mores lehren und die Ultrarevolution abbrem= sen. Womit dann die Möglichkeit einer moralischen Stützung der Republik durch den Westen erhalten bliebe ... und allen= falls sogar die Möglichkeit eines Friedensschlusses.

Denn am 20./21. Februar um Mitternacht ist das Freiwilligenverbot in Kraft getreten, und in einigen Tagen wird auch das Materialzufuhrverbot funktionieren. Deutschland, Frankreich, Italien haben Gesetze erlassen, welche die Werbung von Freiwilligen "aktiv und paffiv" verbieten und mit Strafen belegen, und eine Reihe kleinerer Staaten sind gefolgt. Britische Schiffe kontrollieren mit portugiesischen die von Franco beherrschten Küsten, Frankreich und Rugland die afturischen und galicischen häfen, Deutschland und Italien die der Madrider Regierung unterstehende Mittelmeerzone. Also jeder so ungefähr die Rüsten des Gegners. Internationale Organe bewachen Frankreichs Pyrenäengrenze, britische die portugiesisch=spanischen Verbindungswege. Funt= tioniert dieses System wirklich, so kommt nichts mehr durch, nicht Menschen, nicht Material, und die beiden Armeen find auf fich allein angewiesen.

Binnen Kurzem wird sich also erweisen, welche Gruppe die Mannschaftsbestände und die feblenden Wassen aus dem eigenen Herschaftsbereich ergänzen kann. Bei gleichbleibender Stärfe muß sich der Bürgerfrieg bald totlausen, der Herdbrennt aus, und eine Vermittlung ist densbar. Eine solche Vermittlung würde auf einen Kompromiß zwischen den dem dem ofratischen und fascistischen Mächten binauslausen. Also das, was England will, solang es die Ausrüsstung nur sinanziert, aber nicht durchgeführt hat. Diese Mögslichkeit ist Europas nächste Hoffnung.

Kleine Umschau

Ein englischer Radio-Enthusiast erklärte jüngst in einer Zeitung, daß gerade die langweiligen Sonntagsprogramme der Britischen Rundfunkgesellschaft den Hörern auf der ganzen, lieben Welt ein "Stück England vermitteln", da fie die Utmosphäre und den langweiligen Charafter eines englischen Wintersonntages, wenn der Nebel die ganze Landschaft in ein einziges graues Meer taucht und der Regen von den Dächern tropft, famos wiedergeben. Und da wird dann das herz jedes Auslandengländers von Heimweh nach dem Mutterlande erfaßt. Nun, wenn ich zufällig ein Engländer wäre, dann wäre ich am letten Sonntag 3'Barn unbedingt vor heimweh geftorben, ohne auch nur einem Radio in die Nähe gekommen zu fei. Sofern man poetisch veranlagt ist, nennt man dieses himmeltraurige Wetter sehr gerne "Frülingserwachen", aber dazu gehört dann auch noch eine ziemliche Portion Phantasie und ich glaube fast, daß der Frühling eher vom glühenden Ruß der Sonne, als von den Tränen eines trüben Februartages erwachen follte. Aber schließlich Mutter Natur weiß doch noch, im Gegensatzu uns Menschen, was ihren Kindern eigentlich